



Biergläsern flankiert.

Wir sitzen draußen, trotz der kühlen Luft, unter dem Sonnendach, es sieht aus, als würde es noch Regen geben.

Im Ausschank arbeitet noch immer der Türke, der mir einst kurz vor der Sperrstunde im Armdrücken eine demütigende Niederlage zugefügt hat. Auch die Kellnerin ist noch dieselbe, eine resolute Mittfünfzigerin mit wogendem Busen und schieferm Gang. Im Unterschied zu uns ist sie kein bisschen gealtert.

Hast du gewusst, dass es in München eine Himmler-Straße gibt, sagt er. In Berlin eine Göring-Straße.

Die Frage trifft mich unvorbereitet.

Das ist doch bemerkenswert, sagt er. Der gesamte Bergbau ist in den Händen der beiden Familien.

Welche Familien, frage ich.

Himmler und Göring.

Er spricht leise, ist kaum zu verstehen im Gewirr der Stimmen um uns herum.

Ich nicke zögernd, trinke einen Schluck.

Ich wusste nichts von Nachkommen der beiden, sage ich.

Er sieht mich an, sieht wieder weg.

Ich bin dort gewesen, sagt er.

Wo, frage ich.

An der Himmler-Straße. In den Steinbrüchen. Ich habe die Maschinen gesehen, das Containerbüro der Bauleitung, den gelben Schriftzug: Göring.

Ich hebe mein Glas, lasse die Flüssigkeit in mich hineinströmen, kühl und bitter.

M. erzählt von Kiesgruben und Kalkbrüchen, von verschachtelten Firmenkonglomeraten und Bahnfahrten kreuz und quer durch Deutschland. Ich trinke aus, stelle den Krug hart auf den Tisch. Sein Glas ist noch immer halb voll. Früher hat er schneller getrunken, gierig. Ich sehe ihn vor mir in seinem blauen Regenmantel, wie er über den Schotter stolpert, die staubigen Schöße im Wind. Ein Flirren liegt in der Luft. Von fern der gedämpfte Lärm der Maschinen, fahrbare Ungetüme: Radlader, Schaufelbagger, Muldenkipper. Im Hintergrund schweben Gesteinsbrocken Rampen hinauf, fallen ins Leere, verschwinden in schüttelnden Trichtern, zeitverzögert der Ton zum Bild: ein dumpfes Krachen, Staub steigt auf, von Hitzewirbeln durchweht.

Die Spielzeugabteilung von Riesen.

M. muss dabei gewesen sein, damals, als ich den Stein fand, auf dem Schulausflug zu jenem Kalkbruch am Fuß der Lägern, im Hochsommer, die Felswände glühten. Zwischen den gespaltenen Hälften verborgen der Abdruck einer Schnecke: ein Traum aus einer anderen Zeit. Ein Ammonit, stellte die Lehrerin richtig, früher war hier das Meer.

Weshalb hast du angerufen, frage ich. M. stochert mit der Zigarette im Aschenbecher, bis sie erlischt. Am Telefon hat er ganz vernünftig geklungen.

Ich dachte, du kannst mir vielleicht helfen, sagt er.

Helfen wobei?

Er beugt sich vor.

Du weißt doch Bescheid, sagt er.

Worüber, frage ich und gebe der Kellnerin ein Zeichen, halte das leere Glas in die Höhe, sie nickt.

Den Regierungswechsel. Die Verhöre.

Ich schüttele den Kopf.

Ich weiß nicht, wovon du sprichst.

Das ist mein Mantra. Der Satz, den ich wiederhole wie eine Beschwörungsformel. Mit dem ich eine Linie ziehe zwischen ihm und mir.

Seiner: Man hat mich nicht informiert.

Ich frage mich, warum er ausgerechnet zu mir gekommen ist. Wir haben uns schon vor Jahren aus den Augen verloren. Seit er im Studium neue Freunde gefunden hat. Typen mit Seidenschal zum Hemd und Siegelring. Bis plötzlich das Telefon klingelt und M. am Apparat ist, mit dem mich nichts mehr verbindet als ein paar alten Erinnerungen.

In der Projektwoche an der Schule hatten wir uns für Menschliche Kommunikation eingeschrieben und nur Häme übriggehabt für die Mitschüler, die sich für Banken, Börsen und Big Business interessierten.

Die Kellnerin kommt mit dem Bier, legt ein Papiersset vor mich hin, die Gabel links, das Messer rechts, schiebt eine Serviette unter das Messer. Zum Wohl, sagt sie. Auf dem Papiersset sind Mountainbiker vor einer sommerlichen Bergkulisse abgebildet, eine Frau und ein Mann im hautengen Fahrraddress, die Frau lacht, der Mann legt den Kopf in den Nacken, hält sich eine Getränkeflasche an den Mund.

Bist du sicher, dass du keinen Hunger hast, sage ich zu M. und mustere sein ausgezehrtes Gesicht.

Wieso fragst du, antwortet er.

Zu unserem letzten Treffen kam er in Anzug und Krawatte, direkt von der Arbeit.

Ich schweige.

Er steht auf, geht Richtung Toilette.

Jetzt oder nie, denke ich. Einen Geldschein unter den Bierdeckel und weg. Stattdessen hole ich das Handy hervor, suche im Internet nach einer Himmler-Straße in München. Zu meiner Überraschung werde ich fündig.

Allerdings ist die Straße, wie sich herausstellt, nach einem Pfarrer Himmler benannt.

Ich suche weiter, stoße auf eine Göring-Straße in Strausberg bei Berlin. Ich klicke mich durch die Trefferliste. Auch diese Straße ist nicht einem Naziverbrecher gewidmet, natürlich nicht, sondern, kaum minder befremdlich, dem DDR-Grenzwachsoldaten Peter Göring, der, so lese ich, an der Mauer einen fliehenden Jungen mit vierundvierzig Schüssen aus seiner Kalaschnikow niedergestreckt hat.

Auch mehrere Bergbauunternehmen mit Himmler oder Göring im Firmennamen mache ich ausfindig, außerdem Nachkommen von Himmler und Göring, Neffen und Großnichten.

Wem schreibst du, fragt M.

Er nimmt Platz.

Ich lasse das Handy verschwinden.

Niemandem, sage ich.

Wieder schweigen wir.

Drinnen stoßen Verbindungsstudenten die Bierkrüge über der Tischmitte zusammen. Sie haben sich Schärpen umgehängt und tragen seltsame Mützen. An der getäferten Wand ein Wappenschild mit einem Monogramm aus kryptografisch verschlungenen Buchstaben und einem Ausrufezeichen dahinter.

Es fängt an zu regnen.

Weißt du noch, sage ich, damals in Haïti.

Er schaut auf, schaut mich an.

Es war für uns beide die erste große Reise. Zentralamerika. In den Monaten zwischen Schulabschluss und Studienbeginn.

Natürlich weiß ich noch, sagt er, sagt es mit einer Selbstverständlichkeit, als habe er nicht eben noch über Naziverbrecher und deren Verbindungen zum Bergbau räsoniert.

Für wie verrückt hältst du mich?

Er lacht, lacht zum ersten Mal an diesem Abend.

Ich lache erleichtert mit. Zugleich ist mir seine plötzliche Verwandlung nicht geheuer. Ich schiebe die Hand zwischen Henkel und Krug, umfasse die feuchtkalte Rundung des Glases.

M. streckt sich über den Tisch, zupft mich am Ärmel, *blanc!*, macht er, wie die Leute damals im Getümmel der Innenstadt von Port-au-Prince.

Ich sehe die Ziegen und Schweine im Müll am Straßenrand wühlen. Cité Soleil: das Elendsviertel aus Pappe mit dem klingenden Namen. Die rauchenden Kohlenmeiler an den kahl gehholzten Hügeln der Stadt.

M. ist auf einmal hellwach, präsent. Alles an ihm wirkt verändert: seine Stimme, sein Blick, seine Körperhaltung.

Die Kellnerin kommt mit dem Essen, Rösti mit Käse, Speck und Spiegelei, stellt den Teller

in einer schwungvollen Bewegung vor mich hin, den Geldbeutel wie eine Waffe seitlich an der Hüfte. Achtung heiß, sagt sie.

Eine Gruppe Japaner oder Koreaner zieht vorüber mit Regenhüten und Regenschirmen, einige tragen Gummistiefel. Auf dem nassen Asphalt der zerfließende Widerschein der Leuchtschrift über der benachbarten Imbissbude: 1001 Nacht.

Ich greife nach dem Besteck.

Wir waren die einzigen Weißen in jenem Kellerraum am Stadtrand von Port-au-Prince, auf unseren Plastikhockern vor dem mit einer Lichterkette umrankten Tisch, auf dem neben der heiligen Jungfrau Maria eine Holzfigur stand, in deren Schädel rostige Nägel getrieben waren, daneben eine Flasche Rum sowie Gabentellerchen mit Zigaretten, Süßigkeiten und unseren beiden Dollarscheinen.

Der Rhythmus der Trommeln.

Der Tanz der Frauen, von denen eine unvermittelt die Augen verdrehte, zu Boden sank. Zuckend liegen blieb. Der Priester, der einem Huhn den Kopf abschlug, den zappelnden blutspritzenden Rumpf über die am Boden Liegende hielt, ohne sein blütenweißes Gewand zu besudeln. Der Regen tropft vom Rand des Sonnendachs, direkt neben unserem Tisch, einzelne Tropfen zerplatzen auf der glänzenden Tischplatte.

Auch damals, in jener Nacht, regnete es. Ein tropischer Schauer, der plötzlich prasselnd auf Bäume und Wellblechdächer niederging, sich in großen Pfützen in den ungeteerten Straßen sammelte. Dazu der Stromausfall. Stockfinster alles.

Willst du probieren, frage ich.

M. zögert.

Ich schiebe ihm den Teller hin.

Er greift nach der Gabel, probiert, nickt anerkennend.

Iss, sage ich.

Er zieht den Teller heran, fängt an zu essen.

Das Aufblitzen der Klinge: vielleicht der Mond, der durch die Wolken brach. Oder meine Einbildung.

Der Schritt rückwärts, weg von der Stoßbewegung des Messers. Das Stolpern, der Aufprall am Boden, der Schmerz im Ellbogen, das Ringen nach Luft, alles endlos gedehnt, in Zeitlupe.

Von fern das Brüllen eines Viehs, eines Ochsen.

Meine eigene Stimme.

Unwirklich fremd.

Über mir der Mann mit dem Messer, das Weiß seiner Augen glühend im Dunkeln. Seine Hände an meinen Taschen. Die Klinge am Hals.

Ich trinke einen Schluck.

M. führt die Gabel zum Mund.

Die beiden waren vorausgegangen, hatten sich in einer Mischung aus Kreolisch und Französisch unterhalten. M., der damals schon vier oder fünf Fremdsprachen beherrschte und sich immer und überall irgendwie verständigen konnte. Ich ging seitlich versetzt hinter den beiden her, tappte durchs Dunkel, auf matschigem Grund, zwischen Pfützen und faulenden Obstabfällen hindurch, hörte, wie unser Begleiter etwas sagte, sah, wie er sich umdrehte, das Messer in der Hand. Unser Begleiter, der den Besuch in jenem Kellerloch eingefädelt hatte und der die ganze Zeit schon ein Messer in der Tasche getragen haben musste.

M. schaufelt in sich hinein, obwohl er angeblich keinen Hunger hat, erzählt mit vollem Mund von der gemeinsamen Reise, von unserem Flug in der viersitzigen Propellermaschine, vollgestopft mit Reissäcken und Kisten, unter dem Sitz ein Schwein.

Du hast Angst gehabt vor dem Schwein, sagt er und lacht.

Das stimmt nicht, sage ich und lache ebenfalls.

Er kommt mir plötzlich sehr vertraut vor: seine Stimme, sein Blick, sein Lachen.

Bis es hell wurde, saßen wir in jener Nacht im Bretterverschlag unserer Pension auf dem Bett, in Unterhosen, den Rücken gegen die raue Holzwand gelehnt, das Licht eingeschaltet, die Tür verriegelt, über uns der schief kreisende Ventilator, Taschenlampen in der Hand aus Angst vor einem erneuten Stromausfall, grübelten, weshalb unser Begleiter mit dem Namen eines Apostels nicht auf M. losgegangen war, der einen ganzen Kopf kleiner war als ich, sondern auf mich, sinnierten über dessen letzte Worte, unmittelbar vor dem Aufblitzen der Klinge: *die dreckigste Straße der Stadt*. Als läge darin ein Rätsel verborgen.

Darf ich, sage ich und zeige auf den Teller.

M. hält inne, reicht mir die Gabel.

Die Rösti ist zur Hälfte verschwunden, nur das Spiegelei ist unangetastet geblieben. Ich ziehe den Teller heran.

Warst du beim Arzt, frage ich.

Er ist überrascht.

Seine Rasur ist frisch, an einigen Stellen sind Stoppeln zurückgeblieben.

In der Klasse war er der Erste, der sich rasieren musste.

Wieso fragst du, antwortet er.

Ich steche in das Spiegelei, schaue zu, wie sich das flüssige Gelb über Kartoffeln und Käse ergießt.

Wegen der Stimmen, sage ich und schiebe eine Ladung Kartoffeln auf die Gabel.

Er beugt sich vor.

Woher weißt du das?